

## Osterbetrachtungen.

Von Heinrich Grafen Lühov.  
K. u. k. Botschafter a. D.

Wien, 22. April.

Wie lange wird der Krieg noch dauern? fragen sich vielbeschäftigte Männer im Bureau, im Amte oder in der Fabrik, fragen sich elegante Damen am Teetisch, fragt sich der einfache Landmann, dessen emsige und rastlose Tätigkeit es uns in erster Linie ermöglicht, dem Erichöpfungskriege Trost zu bieten. „Sie müssen das doch wissen“, hört man manchmal jemanden mit rührender Naivität ansprechen, von dem angenommen wird, daß, weil er einen entfernten Verwandten in irgendeinem Ministerium hat, er deswegen ein Rätsel zu lösen vermag, das derzeit noch für die Mächtigen dieser Erde in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Unlängst hörte ich eine Äußerung aus dem Munde eines Mannes, dessen Auffassung mir weniger durch die hohe Rangklasse, der er angehört, als durch seinen oftbewährten politischen Scharfblick beachtenswert erscheint. Er sagte: „Wozu sich ganz zwecklos über die wahrscheinliche Dauer des Krieges den Kopf zerbrechen? Wir müssen uns mit dem Bedanken vertraut machen, den Krieg mit allen den Opfern und Entbehrungen, die er auch den Nichtkombattanten auferlegt, als den Normalzustand anzusehen, und müssen unser Leben dementsprechend einrichten. Manches, das uns früher unheimlich schien, haben wir bereits verschmerzen gelernt; hierin müssen wir noch weiter fortfahren, und wenn dann einmal schließlich doch der Friede kommen sollte, werden wir ihn als eine freudige Ueberraschung empfinden.“ Das Wort klingt vielleicht hart, aber es enthält dennoch eine tiefe und beherzigenswerte Wahrheit.

Wenn auch, wie gesagt, sich die wahrscheinliche Dauer des Krieges derzeit jeder menschlichen Berechnung entzieht, so möchte ich doch andererseits wieder glauben, daß das landläufige Schlagwort: „England schließt keinen Frieden und führt nötigenfalls auch ohne Verbündete den Krieg weiter“ sehr cum grano salis zu nehmen ist. Gewiß würden manche Äußerungen englischer Staatsmänner auf die Berechtigung der vorbezogenen Auffassung schließen lassen, aber doch wohl nur zum Scheine, denn es hieße die politische Urteilskraft der leitenden Männer an der Themse unterschätzen, wollte man ihnen ernstlich die Absicht zumuten, den Krieg, wenn einmal dessen Ausichtslosigkeit erkannt ist, ad infinitum fortzusetzen. Was immer die Fehler der englischen Politik sein mögen, eine kurzfristige ist sie niemals gewesen, und die Aufrechterhaltung des dormaligen Allianzverhältnisses auch nach dem Kriege ist für England ein Interesse allerersten Ranges — man könnte fast sagen eine Lebensbedingung. Gelingt es somit den deutschen Armeen, Frankreich endgültig niederzuringen, so wird England meiner Ueberzeugung nach vorziehen, einen annehmbaren Frieden zu schließen — lieber als daß es den wehrlos gemachten Alliierten der Gnade des Siegers überantwortet und dadurch auf Dezennien hinaus die Sympathien desselben verliert.

Im übrigen kann die letzte Erklärung Mr. Asquiths kaum anders als ein erster Schritt zu einem allmählichen sehr behutsamen Einlenken gedeutet werden, wenn auch natürlich in sehr verklärter Form. Der Leser hat nicht mehr den Eindruck, daß die beiderseitigen Auffassungen und Ansprüche durch einen himmelweiten, schier unüberbrückbaren Abstand getrennt sind, wie dies früher der Fall war. Mehr konnte füglich kaum erwartet werden — schon Napoleon sagte: Ces diables d'Anglais; ils ne savent jamais quand ils sont battus. (Diese verfluchten Engländer wissen nie, wenn sie geschlagen sind.) Interessant, weil so unendlich charakteristisch für die englische Mentalität, oder man könnte fast auch sagen für die englische Unkenntnis der kontinentalen Verhältnisse, ist der stets wiederkehrende Refrain von der Notwendigkeit, den preußischen Militarismus zu brechen.

Mr. Asquith sieht offenbar selbst ein, wie sehr dieses etwas nebelhafte Vorhaben einer genaueren Definition bedarf, aber auch seine letzte Rede läßt jede konkrete Andeutung vermischen, wie er sich die Sache eigentlich vorstellt. Will er die allgemeine Wehrpflicht abschaffen oder die preußische Verfassung ändern durch Erweiterung der Befugnisse des Parlaments auf Kosten jener der Krone, oder ist es das Militärkabinett des Königs, das für ihn die Verkörperung des preußischen Militarismus darstellt? Oder soll gar schon

in den Schulen und Erziehungsanstalten jede Vorbereitung für den späteren Militärdienst, jeder Hinweis auf die ruhmvolle Geschichte der preußischen Armee entfallen, und traut sich Mr. Asquith wirklich im Ernste die Macht zu, das durchzuweisen, was dem Sieger von Jena nur in beschränktem Maße und auf kurze Dauer gelingen sollte! Das Kriegsziel einer jeden zur Ultimo ratio greifenden Macht pflegt gemeinlich heutzutage etwas wenn nicht absolut Konkretes, so doch zum mindesten klar Definierbares zu sein: Der Kampf Englands gegen den preußischen Militarismus, also gegen eine auf langjährige glorreiche Traditionen gestützte Geistesrichtung und Weltanschauung würde — wenn nicht noch ganz andere Motive mitspielten — fast an die Religionskriege vergangener Jahrhunderte erinnern!

Müchterner, praktischer und gemeinverständlicher als diese Donquichottade ist die in manchen englischen Kreisen laut werdende Tendenz, den Kampf auch nach dem Friedensschlusse auf wirtschaftlichem Gebiete fortzusetzen. Die Tendenz ist eine psychologisch erklärliche und hat jedenfalls das Gute gehabt, daß sie die Abwehrbewegung, die sich unter dem Schlagworte „Mitteleuropa“ zusammenfassen läßt, mächtig gefördert hat. Eine große Zukunft dürfte ihr schwerlich beschieden sein — dies kann schon heute mit ziemlicher Gewißheit behauptet werden. Es ist interessant, zu beobachten, mit welcher Fähigkeit der Durchschnittsengländer des Mittelstandes auch heute noch, trotz tausend in die Augen springender und leicht zu verwendender Gegenargumente, an dem liebgewordenen alten Dogma des Freihandels festhält. Die Nachricht von der bevorstehenden wirtschaftlichen Konferenz in Paris hat in weiten Kreisen Englands die Besorgnis hervorgerufen, die Regierung könnte bei diesem Anlasse verleitet werden, sich für die Zukunft die Hände zu binden und mit allen Traditionen der Vergangenheit zu brechen. Sofort setzte eine Gegenbewegung ein, die bemerkenswerterweise auch jenseits des Kanals ein weitverbreitetes Echo fand.

Die „Times“ enthielten diesbezüglich kürzlich einen lehrreichen Artikel ihres Pariser Korrespondenten, dem ich nachstehenden Passus entnehmen möchte: „Ein ganzliches Fallenlassen des Freihandelsystems seitens Englands würde hier (Paris) in zahlreichen Kreisen mit Bestürzung aufgenommen werden, denn Frankreich hat, wie allgemein bekannt, von der offenen Tür jenseits des Kanals seinen Profit eingeheimst.“ Jedenfalls ist das Eingeständnis interessant und beherzigenswert; ob wir von unserem österröchischen Gesichtspunkte aus uns darüber freuen sollen oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden. Jede wirtschaftliche Kampfesstellung der Ententemächte führt uns automatisch in ein näheres Verhältnis zu Deutschland und bringt den Begriff des Naumannschen Mitteleuropa seiner Verwirklichung allmählich näher, andererseits wäre für den Menschenfreund der Gedanke tief betäubend, daß der erbitterte Existenzkampf auch nach erfolgtem Friedensschlusse auf anderem Gebiete weitergeführt werden solle. Ich hatte neulich Gelegenheit, die Frage der wirtschaftlichen Annäherung an Deutschland mit einem Staatsmanne zu besprechen, dessen geräuschlose, aber darum um so intensivere und wohlbedachte Tätigkeit mehr und mehr zur Geltung kommt. „Wissen Sie,“ sagte er mir, „nichts ist leichter, als über dieses Thema einen schönen Leitartikel zu schreiben oder einen mit Jubel aufgenommenen Trinkspruch zu halten; das kann ein jeder, der nicht ganz auf den Kopf gefallen ist. Die Schwierigkeiten fangen erst an, wenn man Bleistift und Papier in die Hand nimmt und sich zusammen an den Tisch setzt. „Trotzdem,“ äugte mein Gewährsmann bei, „wird die Annäherung in irgendeiner Form gelingen, weil sie fast eine Naturnotwendigkeit ist.“

Es gibt ein anderes Thema, über welches es fast ebenso leicht ist, Leitartikel zu schreiben und Trinksprüche zu halten; es ist dies die Verjüngung, man könnte fast sagen, die Wiedergeburt unseres Vaterlandes nach dem Kriege. Zahllose Publikationen beweisen, mitunter mit mehr gutem Willen als praktisch durchführbaren Ideen, daß die Notwendigkeit, die jegliche nie wiederkehrende Gelegenheit auszunützen, allseits anerkannt wird. Ja, es fehlt nicht an erfreulichen Symptomen, daß dies allmählich auch von einer Seite geschieht, von der die Beweise der Liebe zum Gesamtwaterlande während der großen Zeit, die wir durchlebt haben und durchleben, nur ziemlich sporadisch an die Oberfläche drangen — im keinen schärferen Ausdruck zu wählen.

Die Liebe zum Vaterlande war, von geringen Ausnahmen abgesehen, im Bereiche der gesamten Monarchie allzeit vorhanden; der Stolz, demselben anzugehören, ist durch die Taten unserer glorreichen Armee gestärkt, gehoben und neubelebt worden: in ihm wollen wir die Bürgerschaft einer neuen, besseren Zukunft erblicken.